

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

264 (13.11.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Die russischen Kaiser Schlösser

Auf Einladung der mittelbairischen Gruppe des deutschen Industrie-Berndes sprach Professor Graf Valentin Suboff in einem Lichtbildervortrag über die früheren russischen Kaiser Schlösser. Seine Ausführungen waren nicht nur eine reizvolle kunsthistorische Vorlesung über Baukunst und Innendekoration des 18. Jahrhunderts, sondern waren gleichzeitig scharfe Kritik auf den wahren Kulturstand der Herrschergenerationen, die hinter einer Masse von Macht, Glanz und Reichtum unalltägliche und verworrenes Menschengemälde bargen. Suboff selbst, der auch noch unter der Sowjetregierung Konrektor der russischen Kaiser Schlösser war, hat eine berühmte berühmte Abneigung. Die leise Ironie, mit der er seiner erlauteten Vorlesung gedachte, ließ erkennen, daß er den Wert eines bis in die früheren Jahrhunderte reichenden Stammbaumes nicht allzu hoch einschätzte. Sein Vortrag, dessen schmerzliche Gestalt er im Lichtbild vorführte, war der letzte Aufschwung der großen Katharina von Rußland, erfahren und abgerichtet im Dienst seiner absoluten Herrschaft. Suboffs Vortrag war der letzte der Jahre seines Lebens von seiner herrschaftlichen Mutter und deren Anordnungen, von der Regierung ausgeschlossen und zu einem Leben der Untätigkeit verurteilt war. Da er und seine Gemahlin, eine württembergische Prinzessin, viel Kunstvermögen besaßen, verwendeten sie das dem frommen Volke abgegriffene Geld, um prunkvolle Schlösser zu errichten. Bezeichnenderweise ist in jedem dieser Schlösser ein merkwürdiges Gemälde aus Holz zu sehen, mit einer Glasglocke bedeckt. Unter dieser Glasglocke pflegte Paul seine unerschöpflichen Zarenkrone aufzubewahren, um sich an manchen Stunden des Tages mit ihr zu schmücken und sich so im Schein eines Glüdes zu sonnen, das ihm 34 Jahre verlag blieb. Was halfen ihm seine kostbaren Räume aus Bernstein und Malachit, wenn ihm doch der höchste Wunsch seines Lebens verlag blieb?

Nichts zeigt deutlicher als wie die Baudeckmäler des 18. Jahrhunderts, daß alle Kunst Ausdruck ist der gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit. Die Schlösser aller absolutistisch regierten Länder von ganz Europa weisen dieselben charakteristischen Merkmale auf. Ihr einziger Unterschied ist das Maß an Reichtum und Kostbarkeit, das in ihnen vermerkt ist. Es alle sind das Sinnbild des Herrscherwillens und Machtbewußtseins von Herrschergenerationen, die ihren demütigen, taugenden Vätern auf diese Weise ihre ihnen von Gott verliehene Macht ständig vor Augen hielten. Als diese absolute Macht einer konstitutionellen Regierung weichen mußte, blieb von dem Kunstsinne und dem vorbildlichen Geschmack der Herrscherfamilien nicht mehr viel übrig. Die letzte Zarenfamilie soll an ihren Bänden Kulturarten in billigen Rahmen hängen gehabt haben und ihre elektrischen Birnen waren von einem Krans Papierblumen geschmückt. Kunstgeschichte ist gleichzeitig Kulturgeschichte. Sie gewährt tiefe Einblicke in das Wesen ihrer Zeit und die Seele ihrer Schöpfer. In diesem Sinne ist es zu bedauern, daß viele russische Kunstschätze heute nach Amerika wandern, um das finanzielle Gerüst des Wirtschaftens zu stützen.

## Sozialismus und geistige Lage der Gegenwart

Ueber dieses aktuelle Thema referierten am Montagabend am Abend die drei Professoren Dr. Radbruch, Tiliach und Hendrick de Man. Das vom Kommissar Dr. Sander veranstaltete Dreiergespräch wurde in Karlsruhe vom Arbeiter-Radio-Bund offiziell abgehört. Der Empfang befriedigte durchweg mit Ausnahme von einigen Minuten während des Besuchs des dritten Redners, dessen Ausführungen insofern überlegen durch den Referenten der zu gewissen Teilen verloren gingen. Eine detaillierte Inhaltsübersicht der Gedankenansätze der drei Referenten berichtet sich aus Raumgründen. Es sei jedoch betont, daß es allen Hörern als reines und fesselndes Erlebnis erschien,

hier drei Spielarten des Sozialismus kennen zu lernen, drei Auffassungsansätze, vorgetragen von Männern, die praktisch alle auf dem Boden des Sozialismus stehen. Radbruch hatte man offensichtlich den Vortrag einermüdet; er sprach etwa 23 Minuten und hatte nach dem Schlußwort. Mit seinen Ausführungen über die Veränderung der Struktur des Kapitalismus, wie er aus den Händen des Einzelunternehmers in den Besitz von Gesellschaften übergeht, dadurch die Initiative, das gerühmte freie Spiel der Kräfte und die Konkurrenz ausschaltet und zu einer partiellen Bindung der Wirtschaft führt, stellte er eine in unsern Kreisen kaum betrittene entwicklungsgeschichtliche Ebene auf. Das dem Sozialismus das Ideal der Gemeinschaft entspricht und im Kollektivismus seinen ethischen Ausdruck findet, der in Wahrheit wieder als ein Individualismus gelten kann, diese Gedanken Radbruchs sind dem großen Publikum weniger geläufig, wenn auch aus seiner „Kulturlehre des Sozialismus“ bekannt. Er hat hier nichts Neues gesagt, konnte auch nichts Neues sagen.

Professor Tiliach hatte an einen Satz Radbruchs ein, der eine Abgabe an den Glauben an Klasse, Blut, Führertum enthielt und den Sozialismus lediglich an der Vernunft orientiert mißliehen wollte. Tiliach steht auch im Sozialismus einen Glauben, der Sozialist sei sogar ein harter Glaube, und Redner mißt der Verwirklichung der höheren Schichten des menschlichen Seins sogar eine entscheidende Bedeutung bei für die Zukunft des Sozialismus.

Professor Hendrick de Man seinerseits fand die Formulierungen beider Redner angriffbar. Recht deutlich war seine Stellungnahme gegen den Irrationalismus Tiliachs, dessen letzte Konsequenzen er als reaktionär ansprach, da sie dem Sozialisten die Freiheit wieder nehmen möchten. Romanistische Motive sei die typische Ideologie bürgerlicher Mittelklassen. Sozialismus sei kein Wunderglaube, sondern ein Wirklichkeitsglaube. Es scheint, daß de Man sich auch gegen die Auffassung des Persönlichkeitsbegriffs von Radbruch wandte, doch konnten diese Partien seiner Rede nicht recht verstanden werden. Im Schlußwort bemühte sich Radbruch mit einem gewissen Erfolg um eine Uebersetzung der Auffassungsunterschiede.

In der nach der Abhör einleitenden Diskussion des Arbeiter-Radio-Bundes unter Leitung des Genossen Zähringer kam die Freude zum Ausdruck über die Art von Veranstaltungen der deutschen Welle. Wenn auch die Wirkung auf die breiten Massen der uns fernstehenden Hörer nicht überschätzt werden dürfte, so fanden doch bürgerliche Intellektuelle eine Möglichkeit, unsere Gedankenwelt kennen zu lernen und sich von dem abhebeligen Urteil zu befreien, als handle es sich beim Sozialismus lediglich um Magentragen und einen bürren Materialismus, in dem jede geistige Bewegung eintrudelt. Gemütslos gehalten wurden, sowie das auch Themen von weniger diffizilem Charakter zur Behandlung kämen. Zwei Referenten tritten dabei vollumfänglich ein, zur Entwicklung einer Gedankenreihe, die immerhin eine gewisse Zeit erforderlich sei. Der Arbeiter-Radio-Bund wird seine Anstrengungen und Vorschläge über den Ausbau dieser Veranstaltungen dem Soz. Kulturbund in Berlin geltend machen lassen.

## Badisches Landestheater

Vollstübige: Tieland

Bei einer Volksbühnenvorstellung macht ein vollbesetztes Haus immer einen erfreulichen Eindruck. Es löst vor und hinter dem Vorhang Stimmung aus. In den Rängen und im Parkett findet sich eine Schicht aufammen, die sich merkwürdig unterhebt von dem Publikum, das an den übrigen Abenden ins Theater kommt. Man kann sich die Volksbühnenbewegung nicht mehr leicht aus dem deutschen Theater wegdenken. Ohne sie wäre es wahrlich einmal um die Existenz der meisten deutschen Theater gegangen. Bei den letzten Volksbühnentagungen mußte bewundernswürdig feststellen werden, daß bei manchen Theaterverantwortlichen für die Volksbühnenbewegung nicht das notwendige Verständnis zu finden ist. Für sie ist das Volksbühnen ein notwendiges Übel, das nur eine gute

Seite hat: sichere beträchtliche Einnahmen. Diese Theatergewaltigen sehen im Parkett und in den Logen lieber jene Besucher, die das Theater als eine „konventionell-gesellschaftliche, halb amüsierte, halb sensationelle Angelegenheit“ betrachten. Auf ihr vielseitiges Verlangen hin muß am Sonntag morgen eine Straußfeier wiederholt werden und abends wollen sie sich „im weißen Köhl“ treffen. Generalintendant Hartung hat auf einer Volksbühnentagung die Aufgabe des modernen Theaters fest umrissen. Er fordert, daß besonders die kleinen Theater Kulturförderer werden sollen, sie dürfen nicht der Reaktion huldiigen und müssen nach bestem künstlerischem Wissen und Gewissen die Klunde, die ihnen zur Verfügung gestellt werden, verwerten. Es ist erfreulich, daß unsere Volksbühnen zur Einsicht kommen, daß sie größtenteils nur gebaute Institutionen sind, und daß man ihnen besonders in der Zuteilung der Dramenstellungen, die Profanen übrig ließ, die von den Reichen Tisch fielen. Das deutsche Theater muß ein Volksbühnen werden, die Volksbühnen bereiten hierzu den Weg.

Für die Volksbühne wurde d'Alberts Oper „Tieland“ gewählt. Als vor dreißig Jahren das Werk seine Uraufführung erlebte, hat man sich keine nachhaltigen Erfolge von ihm versprochen. Man war sogar der Meinung, daß das „Tieland“ das gleiche Schicksal ereilt, wie die vorhergehenden Opern d'Alberts. Der in England (1864) geborene, von Franzosen abkommende Komponist hat eine glückliche Hand in der Wahl des Tieland-Textbuches gehabt. Der Textdichter Lotbar hat den Stoff einer spanischen Novelle entnommen. Er hat ihn ungemein bühnenwirksam und gestaltet gewußt. Man folgt der psychologisch interessanten und mit poetischer Symbolik ausgezeichneten Dichtung mit atembeklemmender Spannung. Die Gestalten, die zu einander in Beziehung treten, sind knapp, aber mit scharfen Strichen gezeichnet. Pedro, der naturwüchsig, von der Welt noch unberührte Hirte, der nur sein Hochland kennt, kommt hinunter ins Tieland und soll ein Zigeunerkind, eine Landknechtin, heiraten, die bisher dem Maebaltianen des Tales gehörte, Sebastian. Diese drei Gestalten, die das ganze Drama tragen, erwecken im Zuschauer alle Gefühle, Mitleid und Verachtung. Zu kommen noch kleine illustrierende Epikoden, wie sie der Alltag kennt. Ein Robineffritzen ist das keine, sein dem Leben abgelaufene Klatschballett. Das Drama ohne Musik könnte allein schon das Publikum interessieren. d'Albert verfiel aber die Wirkungen noch durch seine Musik. Er wählt keine langsamen Melodien, sondern stellt einige charakteristische Motive auf, die er von Zeit zu Zeit dem Hörer wieder ins Gedächtnis ruft, macht eine kurze Hochzeitsmusik läßt auch einen scharf rhythmisierten Bolero mit Gitarrenbegleitung folgen, so daß auch in die orchestrale Behandlung viel Abwechslung kommt. Dort, wo oben auf der Bühne die Handlung sich in den Vordergrund schiebt, wird das Orchester etwas gedämpft behandelt und umgekehrt. d'Albert war ein gelehrter Schüler der Italiener, er nahm sich Cavalleria und den Bajazzo zum Vorbild, die mit verhältnismäßig knappen Mitteln das Publikum bis zum letzten Takt zu fesseln und zu bannen verstanden.

Die seelischen Konflikte, in die das einstige Zigeunerkind, die Landknechtin Martha, gerät, die in ihr erwachende Leidenschaft, das qualvolle Ringen um die innere Freiheit, dies alles versteht Marie Fonz durch ihre fein gezeichnete Charakterisierung eindrucksvoll zum Ausdruck zu bringen. Mit großer gefühlvoller und darstellerischer Kunst weiß sie dieser dankbaren Operngestalt ein überzeugendes Relief zu geben. Den Pedro gab Theo Strauß lebenswahr, natürlich, ungeschminkt. Seine Stimme klang frisch und voll. Hans Bahling-Mannheim haß für den erkrankten Hans Klisch aus. Sein Sebastian ist brutal, tyrannisch und despotisch. Seine Darstellungsart ist sicher fundiert, die Stimme machtvoll, sonor in allen Tönen, untrügliche, die Zeit hat ihr noch nichts anhaben können. All die kleineren Rollen waren trefflich besetzt, im Zusammenhänge lebendig, fesselnd, temperamentvoll und eindrucksvoll. Rudolf Schwarz führte elastisch den Stab, Er kennt die überaus fein verarbeitete, vielfarbige, unruhig gehaltene Partitur in allen ihren Einzelheiten. Was betont werden muß, hob er hervor. Er führt die Sänger sicher, läßt ihnen Bewegungsfreiheit und lotet für eine ansprechende Begleitung. Die Zubereitung folgte mit tiefstem Interesse der in allen Teilen vorzüglich verlaufenen Vorstellung. St.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

Nachdruck verboten. Copyright by Pabeltrotterverlag Hamburg-Bergedorf

XIX.

Halb zehn Uhr vormittags ist die Auffahrt vor dem Palais Bourbon beendet. Laufend Autos parkieren längs des Quai d'Oran, in der Rue de Bourgogne, weit hinein in den Boulevard Saint Germain und die Rue de l'Université. Stahlschirme und Gewehre gleiten in der Morgenluce. Sonst sind die Asphaltstreifen leer. Auch die Seitenränder liegen verdet. Erst am jenseitigen Ende der Rue de la Harpe, wo ein mächtiger Pfeiler brandet die Pariser Bevölkerung wie ein mächtiger Strom, der aus seinem Bett herausbricht. Fieberhafte Erwartung hunderttausender, die wischen seine und Champs Elysees entlangverstreut stehen, Leib an Leib, dumpf, geduckt, wie Anwesende, die ihres Schicksalspruches gewärtig sind.

Die Zuhörertribünen im Sitzungssaal sind schon seit einer Stunde gefüllt voll. Die Tribüne der Reporter bildet ein summes Menschenmühl. In den Diplomatensalonen räumen alle Sprachen der Welt. Die beiden Räume, die im Halbkreis den intimen Saal umgürten, strahlen eine Aura aus, die in sich alle Nuancen menschlicher Leidenschaften, Gedanken und Wünsche birgt und doch geistig wird durch die drückende Erwartung eines großartigen Schauspielers.

Die Szene, auf der sich das außerordentliche Schauspiel abrollen wird, ist noch verwaist: leere Ministerbänke, die Klappstühle der Abgeordneten noch hochgestellt, Rednertribüne und Präsidentenstuhl noch in feierlicher Ruhe. Nur die Sphäre der Saaltribünen hohlet würdevoll zwischen den leeren Bankreihen und vor den Saaleingängen. In ihren Prachtkleider, mit ihren gestärkten Bombdrüsen, ihren metallenen Ketten um den Hals und den letzten Stößen gleichen sie aufs Haar den Kammerherren einer entschwindenden Königszeit.

Draußen ertönt Trommelwirbel: historisches Signal zum Beginn der Sitzung.

Jetzt strömt es links und rechts durch die Türen herein. Minister, Staatssekretäre, Abgeordnete, alles bunt durcheinander. In wenigen Minuten ist der Saal gefüllt, Site klappern, Stimmen schwärzen.

Vor der Ministerbank steht die Masse unter dem Arm, Baron Saint Brice, Neben ihm assistiert der Kriegsminister Dumette mit einem Duzend Abgeordneter. Germaine de Bassancourt persel mit heimlichen Blicken Hühner Lendru, die eben mit Brauch den Saal betritt und ihre hochschöne Gestalt unter Jubelrufe ihrer Ellenbogen durch die Gruppen schiebt. Langsam und feierlich besetzt der Kammerpräsident seinen Thron; der Braut hat ihm wie amgeoffen, feix blütenweißes Oberhemd schimmert, der lange, weiße Schnurrbart und das schloßweise Haupthaar sammeltieren die Würde seines Amtes.

Am Türschwamben erscheint Brandt, im blauen Anzug. Er sieht

herarbeitet aus. Bei seinem Eintritt entsteht plötzlich Stille. Aus einer der rechten Bankreihen löst unbegründetes, aufreißendes Gelächter. Das Gelächter wird sofort von rechts bis zur Mitte aufgenommen, es steigert sich zu einer Teufelsläche, zu boshaftem Angriff. Das Ganze macht den Eindruck einer vorbereiteten Szene, dem Schauspiel als Stimmung seugender Luftatmosphäre. Brand lächelt unmerklich. Langsam geht er durch den Saal nach links, wo ihn stürmische Sändellatschen empfangt. Solange er rechts und in der Mitte weitertritt mit den Deationen links. Der Kammerpräsident hebt seinen ellenlangen Arm, um Ruhe zu schaffen. Das Gelächter wird immer lauter und höfischer. Die große Glode gebietet Schweigen. Unwillig zerrt der Präsident an seinen Pradausschlüssen.

Allmählich werden die Reden raub und erschöpft. Der Präsident hat schon zu reden begonnen. Bruchstücke seiner Rede sind jetzt auch oben auf den Tribünen zu vernehmen. „... Ernst der Stunde... Würde des hohen Hauses... zum Wohle der Nation... damit das Frankreich der Gegenwart vor dem barten Bild der Geschichte besteht...“

Der Ministerpräsident steigt die Stufen zur Rednertribüne hinauf. Minutenlang umrauscht ihn der Beifall. Er wartet geraume Weile, ehe er abwendend und dankend die Hand erhebt. Der alte Taktiker weiß, daß solche Beifallsstöße nicht unwichtig sind zur Vorbereitung der gemühten Atmosphäre. Es wird still, daß auch die Zuhörer auf den Tribünen die gegeneinander trommelnden Fingerringen des Ministerpräsidenten zu hören glauben. Jetzt erst beginnt Saint Brice:

„In dieser Stunde sprechen zu müssen, meine Damen und Herren, zu sprechen zu müssen, daß die Worte der Wahrheit und Gerechtigkeit dienen und damit dem Glück Frankreichs, diese Aufgabe verlanf von mir weniger Kraft des Gehirns als Kraft des Herzens...“

Germaine horcht nur mit halbem Ohr hin. Ihre Augen tasten heimlich zu den linken Bänken hinüber. Dort ist Brandt, den Kopf gesenkt, während die hinter ihm sitzende Abée sich vorbeugt und ihm ins Ohr flüstert. Germaine sieht ganz deutlich, daß die Lippen der Rothhaarigen fast Brandts Ohr berühren.

„... Auch von Ihnen, meine Damen und Herren, erwartet Frankreich mehr die Kraft entschlossener Herzen als die Arbeit kalten Verstandes...“

Germaine zieht leise die Schultern hoch, als trüfete sie. Die Worte des alten Aristokraten wollen sich ihrem Blut nicht mitteilen. Sie hat das Gefühl, als ob Saint Brice sein Herz nur auf geläufigen Worten tanzte läßt, als ob die Schläge seines Herzens, ehe sie die Zuhörer treffen, sich erst hindurchschlagen durch die kalten Bindungen seines Gehirns, wo sie in messerscharfe Form transformiert werden. Warum hört er nur so weit aus! Juli 1914... Weltkrieg... französischer Friedenswille während fünfzigjähriger Geschichte... Völkerverbund... friedloses Europa... Das tragisch-großartige Gemälde der Verworfenheit eines Erdteils erstreckt aus dem bereiten Mund des Ministerpräsidenten. Endlich nach zwanzig Minuten kommt er zum Kernstück. Frankreich-Italien-Mittelmeer! Die verhängnisvollen Schiffe in Albanien. Jetzt fällt zum erstenmal das Wort „Capponi“. Es wirkt wie ein Stich-

wort, das den ganzen Saal elektrifiziert. Die Stimme des Redners schwimmt an:

„Wer ist dieser Herr Capponi, der die Völker eines Erdteils in bangem Atem erhalten darf! Wer ist dieser Herr Capponi, der wohl den Frieden zu sichern vorgibt, der aber vor zwei Jahren die gemeinsame Völkervereinigung in Genf aufkündigte! Wer ist Herr Capponi, der sein Volk vom Säugling bis zum Greis der individuellen Freiheit entkleidet, uniformiert, in Nachtrausch hineinzieht! Der den nationalen Egoismus für heilig erklärt, Jahr um Jahr Schiffe baut, Luftkissen aufrüstet und bei jeder Geite mit dem Schwert tritt...!“

„Gans wie in Frankreich!“ ruft Abée hohnlachend, das zwischen. Der Sturm, der ausbrechen will, wird von der Glode des Präsidenten niedergebället.

„Wer ist jener Staatsmann in Rom, der von der Freiheit der Völker redet und nur die Freiheit Italiens meint! Wer darf ungestrakt jene Worte auf neue wiederholen, die einst freudhaft in Rom gesprochen wurden, daß Friedensverträge, Kanonen und Maschinengewehre aber besser seien! Wer darf ungestrakt einer Expansion huldiigen, die die Existenz der Nachbarn in Gefahr bringt! Wer darf seiner Nation die stitliche Pflicht auferlegen, jährlich Hunderttausende von Menschen zu gebären, für die Brot und Raum nur zu schaffen ist auf Kosten anderer Völker? Wer ruft: Raum für Italien! — als gäbe es nur dieses eine auserwählte Volk? Während es bei den anderen Nationen längst Gemeingut geworden ist, Ansprüche und Bedürfnisse mit denen der Frühbürger in harmonischen Einklang zu bringen? Darf ein einzelner, der sich in seinem Volk ein gelügendes Werkzeug heranzog, das Rad des Geschehens zurückdrehen, Gegenwart und Zukunft zurückstoßen in die Methoden und Weltgefühle eines überwundenen Mittelalters, den Sinn menschlicher Entwicklung abbiegen, das in jahrhundertelangen Kämpfen und nicht zuletzt durch Frankreichs Blutopfer freigewordene Individuum erneut in die Zwangsjacke des Militarismus pressen, während der Ruf nach Steigerung des Eigenlebens die Lösung jedes Kulturmenschen geworden ist? Das alles dürfte Herr Capponi? — Nun, noch lebt in Europa auch Frankreich!“

Aus den Bänken und von den Tribünen raucht jubelnder Beifall. „Ja, Frankreich lebt mit unerminderter Kraft! Aber wir sind edel genug, unsern Lebenswillen den berechtigten Interessen eines Erdteils anzupassen. Will Herr Capponi uns als Luft und Nichts betrachten?“

Schnäbchen auf Capponi drasseln durch den Saal. „Der blühende klassische Garten Italiens wurde in ein Beerlager verwandelt, der Civis Romanus soll unheilvoller Ausdruck eines Machtwillens werden, der dem Zeitgeist ins Gesicht schlägt! Aber Frankreich, das mit Blutströmen den Völkern das Geschenk innerer Freiheit gemacht hat, will nicht geblüht haben ad majorem Italiae gloriam! Wir leben völkischen Egoismus, der andre Völker beschneidet, entschlossen ab. Heute streckt der Italiener seine Hand nach Albanien aus, morgen wird er vielleicht Korrika fordern, übermorgen Nordafrika oder die Côte d'Azur! Diesen Vimmer, meine Damen und Herren, werden wir indessen nicht ins Meer werfen lassen!“ (Fortsetzung folgt.)